

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

18.4.1937 (No. 16)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 16



18. April 1937

Josef Müller / Die Berechtigung zur Philosophie

Le superflu — chose très nécessaire. Voltaire.
Der Geist ist die größte Kraft. Anaxagoras *).

Daß sich diese Fragestellung aufdrängt, scheint Grund und Berechtigung genug, sich darüber auszulassen, und zeigt an, daß sich die Philosophie in unserer Zeit einer nicht eben anerkannten und gleichmäßigen Wertschätzung erfreut. Jede Epoche hat die besonderen Merkmale ihres geistigen und sonstigen Lebens; unter denen der unseren befindet sich nicht jenes kennzeichnende Streben, das wir vom engsten bis zum weitesten Umfange mit dem Wort „Philosophie“ bezeichnen. Die kleinen Geister einer Epoche halten das, was nicht ein auffälliges Merkmal ihrer Zeit ist, für unwesentlich, wenn nicht für überflüssig, weshalb sie manchmal übereinkommen, es für lächerlich zu finden; genug, man kann es bedauernd, gleichgültig oder erfreut feststellen, daß die bewußte Übung der Philosophie in unseren Tagen wenig verbreitet ist.

Nicht als ob die Philosophie ausgestorben wäre, sich einer großen Gegnerschaft gegenüberführe oder daß ihr Hindernisse in den Weg gelegt würden. Niemand bezweifelt offen ihre Berechtigung, aber man erwähnt sie nicht, man macht von ihr keinen Gebrauch, sie ist aus dem Bewußtsein weiterer Schichten verschwunden. Wohl weiß man von ihrer Existenz, hat einige unklare Vorstellungen von ihrem Inhalt; man hat sich in unserer Zeit des Spezialistentums auf jedem Gebiet daran gewöhnt, sie für ein „Fach“ zu halten wie die Atomphysik oder die Radiotechnik, mit dem sich zu beschäftigen zur Profession einiger Menschen gehöre, die das übrige darin schon tun werden, im übrigen wendet man sich seinen Geschäften zu. Man weiß, daß sie auf den Universitäten gelehrt wird, eine dunkle Wissenschaft, der man vielleicht einen ohne Zweifel mit einer gewissen Verachtung gemischten Respekt entgegenbringt und die man, ohne Schaden zu nehmen, aus dem Kreise seiner Betrachtungen ausschneiden könne. So bleibt die Übung in der Philosophie auf einen kleinen Kreis von Menschen, die sich von Berufs wegen oder aus Neigung mit ihr befassen, beschränkt, alle übrigen — eine gewaltige Majorität — verharren dabei, sie nicht zu bemühen.

Mit den Tieren haben wir den Verstand gemeinsam, die intellektuelle Fähigkeit, die durch die Sinne gegebenen Eindrücke (Ausschnitte aus dem uns umgebenden Unbekannten) zu dem Bilde der Außenwelt zu ordnen, sie dadurch anschaulich zu machen, in ihr Zusammenhänge wahrzunehmen, Ursache und Wirkung zu erkennen, in mehr oder minder gesteigertem Maße das Kausalitätsgesetz zu durchschauen. Vor den Tieren voraus haben wir die Vernunft, als welche wir das Vermögen, Begriffe zu bilden, Urteile und Schlüsse zu ziehen

*) Hier das Motto der Schriftleitung als Begründung der Veröffentlichung dieses Aufsatzes:

„Zur Philosophie gehören, je nachdem man es nimmt, entweder gar keine oder alle Sachkenntnisse.“ (Friedrich Schlegel in den „Athenäumfragmenten von 1798.)

und unser praktisches Handeln durch sie mitbestimmen zu lassen, bezeichnen. Der Unterschied zwischen dem Vermögen des Verstandes und der Vernunft ist aber nicht ein prinzipieller, sondern nur ein Gradunterschied: wie etwa die Mathematik, auch die höhere und komplizierte, immer wieder auf ein Zuzählen und Abziehen hinausläuft, stellt das Vermögen der Vernunft im Vergleich zu der des Verstandes nur eine gesteigerte Tätigkeit der ihnen beiden zugrunde liegenden intellektuellen Fähigkeit dar. Wenn man den Menschen zum Unterschied vom Tier ein „ursachensuchendes Lebewesen“ genannt hat, so ergibt sich bei genauer Betrachtung, daß diese Abgrenzung willkürlich und unzureichend ist. In dem bescheidenen Umfange seiner Lebenssphäre ist auch das Tier ein ursachensuchendes Lebewesen, vermag es die Kausalität zu erkennen, und der Mensch, der von seinem höher entwickelten Intellekt nur davon Gebrauch macht, in den niederen Bezirken, dem engen Feld, das ihm zur Befriedigung der einfachen, primären Bedürfnisse zugewiesen ist, seine Vernunft zu betätigen, erhebt sich nicht sonderlich aus jenem Zustand, von dem wir gesagt haben, daß er eine reinliche Scheidung nicht erlaubt. Erst dann, wenn er seine intellektuellen Kräfte nicht mehr allein zu rein utilitaristischen Bestrebungen gebraucht, wenn er, darüber hinausgehend, sich Gedanken macht, deren Gesamtheit von den primitiven Anfängen bis zu den großen Geistesgebäuden wir mit dem Wort Philosophie bezeichnen, tut sich die deutliche Kluft auf, welche ihn allein von den anderen, uns bekannten Lebewesen unterscheidet. „Im Unterschied von den Tieren besitzen wir Weltanschauung“, sagt Spengler (weshalb wir den Menschen zur reinlicheren Unterscheidung besser als einmal metaphysicum nennen können), haben wir, mit einem Wort — eine Seele, deren wesentliches Kennzeichen eben darin besteht, daß sie eine Weltanschauung hat. — Hier zeigt sich, daß die Philosophie, die Weltanschauung (als welche wir auch die Religionen verstehen müssen) unseren einzigen, vollgültigen Ausweis darstellt, welcher uns als einer höheren Daseinsform zugehörig legitimiert. Womit die Philosophie allein schon ihre Berechtigung zur Genüge darzulegen hätte, wobei man allerdings nicht dabei stehen bleiben darf, auf die Bemühungen der Artgenossen zu verweisen, sondern diesen Nachweis selbst erbringen sollte.

Die Philosophie beruht auf einem Trieb, welcher verschieden stark auftritt. Nur Menschen, denen metaphysische Probleme allzeit gegenwärtig sind, kann es begegnen wie Schopenhauer, daß er in einem geschlossenen Parte auf die Frage eines Wärters, wer er sei, zur Antwort gab: „Ja, wenn man das wüßte!“ Bei manchen gar nicht vorhanden scheinend, bei anderen sich nur in gelegentlichen Regungen zeigend (etwa aus äußeren Anlässen, Schicksalsschlägen, Todesfällen, Geburts- und sonstigen Gedenktagen, wo auch der mit Dingen der Philosophie wenig Befreundete ein metaphysisches Stündlein hat), steigt er bis zu der Produktion der großen Systeme der eigentlichen Philosophen, den Begründern großer Weltanschauungen, welchen wir auch die Stifter der Religionen

zuzählen müssen. Die Philosophie beruht also auf einem Trieb, der mehr oder minder stark nach Betätigung verlangt und deshalb seine Berechtigung nicht nachzuweisen braucht, sondern mit aus jenen letzten Gründen und Wurzeln unseres Lebens steigt. Er ist rein männlicher Trieb, den Frauen fehlt er. Die Fähigkeit objektiver und distanzierter Betrachtung ist ihr nicht gegeben. (Das sind nur feststellende und unterscheidende, keineswegs wertende Urteile.) Der Mann ist nur Weibgeschlecht, dessen ungeteilt und schweifende Seele die künstlichen und mannigfaltigen Gebäude der Kulturen errichtet. Das Fehlen des metaphysischen Triebes ist wohl der tiefere Grund dafür, daß einige östliche Völker (der Islam) den Frauen keine Seele zuschreiben, wie ihr denn einige Philosophen das metaphysische Sein überhaupt absprechen.

Philosophie (nach Wundt: die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften ermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchsfreien System zu vereinigen hat — sie ist aber mehr als hiernach ein riesiger Katalog, sie versucht, hinter die bloßen Erscheinungen zu blicken, das was ihnen zugrunde liegt zu erkennen, ist also in einem wesentlichen Teil Metaphysik), d. i. Weltanschauung in dem weiten Umfange, in dem wir das Wort verstanden haben wollen, ist wie das in den Boden versenkte Grundgemäuer, das unsichtbare, tragende Fundament, auf dem sich das sichtbare Haus aufbaut. Auf ihr beruht unser in der sichtbaren Welt sich ausdehnendes Leben. Alles beruht auf ihr, und man kann sagen, daß sie alles bewegt. Dies klingt in einer Zeit, wo sie ein verborgenes Dasein führt, paradox, ohne deshalb weniger wahr zu sein. Ohne versuchen zu wollen, das vielfältige Ineinandergreifen sowohl unseres inneren wie unseres äußeren Lebens mit ihr aufzuzeigen, wollen wir uns auf einige Beispiele beschränken.

Die Naturwissenschaftler, insbesondere die Physiker, pflegen zunächst nicht mit Unrecht den Philosophen gegenüber darauf hinzuweisen, wie sehr sie ihnen zu Dank verpflichtet seien, indem sie die Bausteine liefern, mit denen diese ihre Gebäude aufzuführen. In der Tat: eine Weltanschauung, welche nicht jeweils die Erfahrungen der Naturwissenschaft in sich aufzunehmen und verwertet hat, den Forderungen des wissenschaftlichen Weltbildes ihrer Zeit nicht gerecht wird, verdient diesen Namen nicht. Jedoch: in Wahrheit verhält es sich umgekehrt. Der allererste Anstoß geht von der Philosophie aus. Es gab Zeiten, wo es eine Wissenschaft, wenigstens eine voraussetzungslose, nicht gab, nie hat es aber Zeiten gegeben, wo es nicht irgend eine Art von Philosophie gegeben hätte, und wenn es nicht einem Denker eingefallen wäre, die Welt wissenschaftlich zu betrachten — ein philosophischer Gedanke —, hätte die Wissenschaft niemals Gelegenheit gehabt, ihren Dank durch Zusammentragung der von ihren einzelnen Disziplinen erarbeiteten Bausteine abtatten zu können. Die Wissenschaft ist nur eine Unterabteilung und die Philosophie ist ihre große Mutter, was an den Universitäten — universitas, ist das nicht Philosophie? — noch äußerlich dadurch zum Ausdruck kommt, daß die Naturwissenschaften in der Hauptsache in der philosophischen Fakultät vereinigt sind.

In unseren Tagen hat Leo Frobenius jenen alten Kulturen in Afrika nachgespürt und sie, an die Andeutungen des Plato, zu dem von ihnen durch Solon und diesem aus Aegypten Kunde gelangte als einer bereits weit zurückliegenden, märchenhaften Zeit, anknüpfend, mit dem Namen Atlantis verbunden; Reste aus einer enormen Kulturrevolution aus dem an den Küsten des pazifischen Ozeans ausgebreiteten solaren Zeitalters. Was er zutage gefördert hat, zeigt ein vollmythologisches Leben. Das Leben des einzelnen gestaltet sich nach den Bedingungen und Bedingtheiten eines Ganzen, eines durch Mythen, Symbole und Kultus klar ausgebildeten Welt- und Götterkosmos. Ebenso verhält es sich mit der ägyptischen und babylonischen Kultur, welche mit jener und der großen Mutter-Kultur (wir haben es nach Frobenius mit einer riesigen, im Fluß befindlichen Kultureinheit zu tun) in Zusammenhang steht: was an Wissenschaft zutage tritt, ist streng an die Mythologie gebunden, an die Bedürfnisse des Lebens (der Aegypter z. B. treibt Geometrie als eine für den Ackerbau notwendige Technik), tritt niemals auf als ein Mittel, die Welt zu erkennen, als ein Instrument der Philosophie. Auch das frühantike Weltbild ist rein mythologisch. Man kann nun im Zweifel sein, ob das mythologische und im vollen Gegensatz dazu unser wissenschaftliches Weltbild dem Menschen dienlicher sei (für das erstere spricht die Einheit aller Kultur- und Lebensäußerungen, welche dem wissenschaftlichen Weltbild verloren gingen, man denke an den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen in unserer Zeit), wir haben uns jedenfalls damit abzufinden, daß die Entwicklung diesen Weg ging, und zwar in Griechenland, im alten Jonien, in der vorsokratischen Zeit (600—450 v. Chr.).

Damals wurde von den Philosophen das alte Weltbild verlassen, wie es uns in den homerischen Epen noch in vollem

Glanz entgegentritt, und die Grundsteine gelegt zu unserer heutigen Wissenschaft, welche in fast allen Disziplinen und noch mit der ganzen Terminologie auf diese Zeit des Erwachens der Wissenschaft zurückgeht. Der unerlöschliche Glaube an die Existenz der Götter schwand, man personifizierte die Naturkräfte nicht mehr zu Gottheiten. Es ist die Zeit, wo Heraklit Homer einen alten Lügner nennt. Damals wird die Weltanschauung geboren, welche bis auf den heutigen Tag herrschend ist. Namen wie Thales, Anaximander, Pythagoras, Heraklit, Empedokles, Anaxagoras, Leukippos, Demokrit bezeichnen Stationen auf diesem Weg.

Woher kam dieser Umschwung, diese ungeheure Umwertung der Werte? Eben aus jenem Trieb, aus dem die Weltanschauung, das Forschen nach Erkenntnis und Wahrheit hervorgeht. Bezeichnend für die Geisteshaltung jener Männer ist ein Wort Demokrits: „Wenn ich die Wahl hätte, einen einzigen ursächlichen Zusammenhang (also ein Naturgesetz) zu entdecken oder König der Perser zu werden, ich würde das erstere wählen.“ Gätten sich die Geister bei dem alten Götterglauben beruhigt, nicht dem unabwiesbaren Drange nach Forschung nachgegeben, wäre alles beim alten geblieben. So aber, daß die alten Anschauungen einigen nicht mehr genügten und sie sich gezwungen sahen, weiter zu denken, und die anderen nicht umhin konnten, ihnen zu folgen, begann das Große, Neue, die Umbildung des Weltbildes, in dessen Verlauf alle jene Werte entstanden, welche wir heute als selbstverständlich und gegeben betrachten.

Verfall der Antike, Heraufkunft eines neuen mythologischen Weltbildes durch das Christentum und ganz neuer Völkerstämme hemmten den Verlauf des wissenschaftlichen Weltbildes, das in Griechenland einen so glorreichen Anfang genommen hatte. Aus dem Bestreben, was von ihm vorhanden und ausgebildet war (man konnte schließlich nicht gerade an ihm vorübergehen), insbesondere die von dem enzyklopädischen Geiste des Aristoteles gesammelten Kenntnisse mit den Dogmen der inzwischen groß gewordenen christlichen Kirche unter einen Hut zu bringen, aus dem Verzicht der Vereinigung des wissenschaftlichen Weltbildes mit dem religiösen entstand die mittelalterliche Philosophie, die auf die Parität aufbauende Scholastik, u. a. die in ihren Grenzen großartigen Werke des Albertus Magnus und seines Schülers, des Thomas von Aquin. Jahrhundertelang — das ganze Mittelalter hindurch — beruhigte sich das Denken bei dieser unlöslichen Aufgabe, und auch das äußere Weltbild blieb unverändert.

Dann kam die Neuzeit, in der wir uns noch immer befinden. Es kam die ungeheure Erweckung der Naturwissenschaften, das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen auf jedem Gebiet. Es wurden Amerika entdeckt, fremde Kontinente; die Horizonte wurden riesig erweitert. Wiederum war es das Denken, das entscheidend war. Amerika wurde nicht entdeckt, weil der Kompaß erfunden worden war und einige sonstige Verbesserungen der Schifffahrt, sondern der Kreiselkompaß und alle sonstigen Erfindungen wurden gemacht, weil der Menschengeist aus der Enge und Geschlossenheit des mittelalterlich-theologischen Weltbildes hinausdrängte. Männer wie Leonardo da Vinci, Kopernikus (dessen geistige Freiheit den Zorn der römischen Kurie, aber auch Luthers erregte — denn es stand anders in der Bibel; womit wir die Kämpfe andeuten zwischen den Weltanschauungen untereinander), Descartes, Galilei, Huygens, Newton haben diese Entwicklung vorwärtsgetrieben. Weil der Geist sich nicht beruhigte, entstandene Zweifel lösen wollte, eroberte er sich die Erde, überwältigte und machte sie dienstbar, bis zu welchem Grade sehen wir selbst.

Jener immer forschende Geist, den wir im „Faust“ verfinnlichlicht finden, ist es, der die Dinge bewegt und im Innersten lenkt. Es ist das Streben nach Erkenntnis, nach Wahrheit, das sich betätigen muß, auch wenn es weiß, daß ihm ein abschließender Erfolg nicht beschieden ist. Es ist der Geist Leibnizs, der spricht: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich füge ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Gib! Die reine Wahrheit ist jedoch nur für dich allein!“ Daß dies auch heute noch gilt und es dem ernstlichen Forscher auf nichts ankommt als auf Vertiefung, Erweiterung und Verbesserung seines Weltbildes oder des Teiles, dessen Erforschung er sich widmet, er am allerwenigsten an praktische Erfolge, an die Nutzbarkeit seiner zunächst rein theoretischen Überlegungen denkt, ja, daß alle praktischen Erfindungen und Abwendungen nur Abfälle dieser Bemühungen sind, mag an einem Beispiel klar werden.

Lange Zeit schwankten die Ansichten der Physiker über das Wesen des Lichtes, ob sie der älteren Wellentheorie von Huy-

gens oder der neuen Hypothese von Faraday und Maxwell zustimmen sollten, derzufolge die optischen Erscheinungen elektromagnetischer Art sind. Man war geneigt, der Prophezeiung Maxwells recht zu geben, es fehlte aber noch eine experimentelle Bestätigung der Theorie. Wenn die Faraday-Maxwell'schen Vorstellungen richtig waren, mußten sich elektromagnetische Wellen herstellen lassen, die die gleichen Eigenschaften zeigen wie die Lichtwellen. Den experimentellen Nachweis solcher Wellen hat Heinrich Herz (der an der hiesigen Hochschule gelehrt hat) geführt. Mit Apparaten von bewundernswürdiger Einfachheit hat er elektromagnetische Wellen erzeugt, die ganz die Eigenschaften der Lichtwellen haben, wie diese Brechung, Beugung, Spiegelung und Interferenz zeigen. Es sind dieselben Wellen, die heute als Radiowellen in jedes Haus gesandt werden.

Heinrich Herz wollte keine Radiotechnik schaffen; diese haben die Elektrotechniker erst danach gebildet, in dem sie Gedanken von Herz weiterverfolgten. Ihm ging es nur darum, die Nichtigkeit der Faraday-Maxwell'schen Theorie nachzuweisen, eine rein ideale Tendenz. Ernst Zimmer schreibt („Umsturz im Weltbild der Physik“): „Die ganze Technik und alle Praktiker müßten verhungern, wenn es nicht immer wieder Menschen gäbe, die reine Wissenschaft ohne praktische Ziele trieben. Das Ziel Heinrich Herzs war ein rein wissenschaftliches, in der Art Fausts, „zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“.

Der Einfluß des Denkers ist unterirdisch, er führt in vielen feinen Kanälen bis an die Oberfläche unseres Alltagslebens. Die Art, wie Descartes seine Zeit beherrschte und die Stellung, die er in ihr einnahm, sind derart, daß man in ihm und nicht in Ludwig XIV. den wahren Sonnenkönig sehen kann. Seit einigen Jahrtausenden lebt in Indien eine Anschauung, welche das ganze Sein als Irrtum, Trug und Täuschung erkennt: was ist dieses Land (in dem die Null erfunden wurde) seither anders als ein riesiges Nichts? Noch ein Beispiel:

Im Mittelalter hatte man ein ganz anderes Verhältnis zur Arbeit als heutzutage: wie man treffend sagt, etwa das Verhältnis eines ehrgeizigen Schülers zur Schule. Man arbeitet höchstens um zu leben und nicht wie bei uns, wo man lebt um zu arbeiten, will sagen zu verdienen, weshalb man seiner Arbeit mit der minutiösen Geduld und Gewissenhaftigkeit eines Künstlers oblag. Wurde sie nicht als Kunst und Spiel betrieben, empfand man sie als Last und Bürde. Dies änderte sich, als Luther und andere Reformatoren, Puritaner und Calvinisten, die Heiligkeit des Alltags, der Arbeit erklärten, ihr so mit der zunächst richtigen Begründung, daß sich die Religion auf alle Gebiete des Lebens, auch die profansten, zu erstrecken habe, ein neues Gepräge gaben. Mit der Verherrlichung der Arbeit, dem neuen Ethos, das den Bürger groß machte (die Abelsknechte hatten nicht gearbeitet), wurde auch die Hehrseite groß: das Leben wird ganz in den Dienst des Verdienens gestellt. Von Luther bis zu unseren Banken, Trusts Gesellschaften führt ein gerader Weg.

Der Philosophie könnte die Vielzahl der in ihr vereinigten, sich oft widersprechenden Systeme, Anschauungen und Ergebnisse zum Vorwurf gemacht werden, was deutlich genug dokumentiert, daß auch sie nicht imstande war, eine leibhaftig gültige, abschließliche Wahrheit und Sicherheit zu geben. Scheint damit nicht ihre Berechtigung überhaupt in Frage gestellt? Abgesehen davon, daß sich die großen Anschauungen bei näherer Betrachtung ruhig auf drei oder vier zurückführen lassen, ist dem nicht so. Auch den Naturwissenschaften, welche ja das gleiche Ziel haben wie die Philosophie, nur daß diese durch Versenkung in die menschliche Seele, durch intuitive Erfassung — jene durch wägende und messende Untersuchung der Außenwelt zum Ziele zu gelangen suchen; im wesentlichen auch der Hauptunterschied zwischen östlichem und westlichem Denken, der Grund, warum Europa die Technik, Asien die Religionen

hervorgebracht hat, gelingt es nicht, ein Weltbild zu schaffen, das, die Zweifel beseitigend, alles erklärt und Anspruch auf unzerstörbare Gültigkeit hat. Die Naturwissenschaften verwerfen zu wollen, weil ihnen dies nicht gelingt, wird wohl niemanden einfallen. Wir kennen das Wesen der Elektrizität nicht, aber wir sitzen einseitig getrost in dem vom elektrischen Licht gut und besser als früher erhellen Raum. Ohne mehr zu schaffen als ein Weltbild, das sich von Epoche zu Epoche grundlegend ändert, das, um mit Carlyle zu sprechen, wie ein Kleid abgelegt wird, sind ihre Erfolge offensichtlich und jedermann bekannt. Mit der Philosophie verhält es sich ebenso, nur daß es hier eines näheren Zusehens bedarf. Die Götter lieben sich zu verbergen, sagten die alten Indier. Wir sind lesbar mit Schiller der Meinung:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien: Ich weiß nicht.

Aber die Philosophie hoff' ich, soll ewig bestehn.

Hermann von Helmholtz: „Das letzte Ziel aller Naturwissenschaft ist es, sich in Mechanik aufzulösen“, und „Ihr Wissen ist kein solches, daß es die Sehnsucht des Menschen befriedigen könnte“, sagt der Anthroposoph Wohlfeld. Wir können noch mehr sagen: alle Wissenschaft ist nicht mehr als eine exakt und bis ins kleinste durchgeführte Tautologie. Das Ignoramus und Ignorabimus Du Bois-Reymonds wird für alle Zweige der Wissenschaft vorerst noch gelten. Und die Philosophie? Auch sie ist nicht imstande, uns Gewißheit zu geben. „Les grandes pensées viennent du coeur“ sagt Bauwens-argues: alle Schöpfungen des Geistes, auch die Wissenschaften, kommen aus einer Quelle, welche dem Herzen näher verwandt als der Wahrheit. Den, der weiter sucht, obwohl er weiß, daß er nichts findet, mag eine alte Geschichte aus dem Chassidut erfreuen:

„Der Endzweck des Wissens ist, daß wir nichts wissen können. Aber es gibt zwei Arten des Nichtwissenskönnens. Das eine ist das alsbaldige: da beginnt einer gar nicht erst zu forschen und zu erkennen, weil es ja doch unmöglich ist zu wissen. Ein anderer aber forscht und sucht, bis er erkennt, daß man nicht wissen kann. Und der Unterschied zwischen beiden — wem find sie wohl zu vergleichen? Zweien, die den König kennen lernen wollen. Der eine betritt alle Gemächer des Königs, er erfreut sich an des Königs Schatzkammern und Prunkhallen, und dadurch erfährt er, daß er den König nicht kennen lernen kann. Der andere sagt sich: Da es nicht möglich ist, den König kennen zu lernen, wollen wir gar nicht eintreten, sondern uns mit dem Nichtkennen bescheiden.“

Dasselbe sagt Goethe: „Es macht doch einen Unterschied aus, ob man an den Grenzen der Menschheit resigniert oder an denen des eigenen beschränkten Individuums.“

Wer einmal in die Paläste des Königs geschaut hat, in die Schatzkammern und Prunkhallen, wird immer darin verweilen wollen. Die Keulenworte eines Heraklit, die sanfte Seele Buddhas, die feineren Gedanken eines Michelangelo, die feine psychologische Miniarbeit eines Nietzsche werden immer ihre Bewunderer finden; Herr Babbitt freilich wird dabei beharren, sich keine Gedanken zu machen. Vielleicht wird man uns einmal nicht anrechnen, was wir geglaubt, bloß für wahr gehalten haben (ohne nach ihm gelebt zu haben, ohne mehr gewesen zu sein als eine Karikatur dessen, was man geglaubt hat), sondern daß wir Sucher gewesen sind, Unruhige im Sinne Augustins, mit dem Gefühl in dem Worte, das als Motto über dem Werke Rilkes steht:

Das ist die Sehnsucht: Wohnen im Gewoge und keine Heimat haben in der Zeit, und das sind Wünsche: leise Dialoge täglicher Stunden mit der Ewigkeit.

und: „Mein Gott ist dunkel —“.

Egon Vietta / Ueber Adolf von Grolmans „Werk und Wirklichkeit“

V.

Grolman will in seinem jüngsten Buch nicht mit Altweggs Hebelbiographie weiterfahren, er nimmt vielmehr ausdrücklich darauf Bezug. Seine Art, eine historische Gestalt einzufassen, zu durchschauen und zu durchleuchten, unterliegt auch ganz anderen Gesetzen. Er verzichtet fast nie auf den kurzen biographischen Abriss — aber von Anfang an ist bei ihm alles auf die geistige Wirklichkeit, die sich in dem einmaligen Menschen verkörpert, ausgerichtet. Um diese Wirklichkeit herauszuarbeiten, bedarf es einer Zusammenfassung aller Wesenszüge und dazu

genügen oft die unscheinbarsten Ansprüche und Ereignisse, kurz jene scheinbar so unbedeutende Alltagswelt, in der sich der Mensch am leichtesten „verräät“. So gelingt es Grolman, den tief verpflichtenden Gehalt der Persönlichkeit Hebels in wenigen Worten zusammenzufassen: „Ein Mann, fern von aller Literatur, gerade wenn der Vordergrund voller Kleinarbeit und Schreiberei stand, noch weniger ein Mann des gemeinen Volks und seiner Schicksalslosigkeit, sondern ein Sohn des Volkes, der das eine konnte und das andere: Bauernbub und Prälat mit

gefaßtem Temperament, das alles zu verbergen gewußt hatte, eheloser Freund der Kinder und Frauen, vor Männern insbesondere scherzhaft sich bergend, wenn schon etwas gesagt werden mußte. Kein Bekenner, sondern ein Handelnder, schlicht und sachlich. Dazu ein Mann des Staates, im kleinen und großen. Die dichterische Welt Hebels war noch im Gesamtgefüge des staatlichen Seins, dank der Ueberlegenheit seines Landesherrn, „tragbar“, und wurde von diesem Gefüge nicht nur geduldet, sondern in seinem vollen Wert erkannt und an verantwortlicher Stelle eingesetzt. „Das war nur dadurch möglich“, schreibt Grolman, „daß Hebel eine unsichtbare Kette von Verzichtschmerzlicher Art gelassen trug, bis an das Ende, denn er starb im Dienste, nicht in irgendeiner Art von Ruhestand. So mußte Hebel die „andere Wirklichkeit“, welche vor Gott gilt, schaffen wider alle Umstände, die sich dagegen sträubten.“ Grolman weist immer wieder auf die Mühsal und Verantwortung hin, die damit dem dichterischen Sein aufgebürdet wird, denn in „schönem Sinne hat Hebel die Wirklichkeit seines Seins dahin verstanden, daß ein Nur-dichter kein echtes Glied im Staat und im Ganzen sein könne“. Aber daß Hebel beides „ausbalanciert“ hat, seine Künstlerschaft in unserer öffentlichen Sphäre aufgehen läßt, gehört eben zu jener „Statik“, die Grolman dem oberrheinischen Geisteserbe manchmal etwas zu allgemein und willkürlich zugesprochen hat. Was nun diese öffentliche Sphäre anbelangt, die ja damals von der Aufklärung (im besten Sinne) durchsetzt war, sollte man Hebel vom Vorwurf dieser Aufklärung nicht entlasten. Seinen ausgesprochen didaktischen Einschlag wird man doch wohl unter die Aufklärung rechnen müssen, auch wenn der „Dichter und Gottesmann“ in tieferen Gründen wurzelt — und auf diese kommt es Grolman freilich an. Wo diese Tiefe zu suchen ist, das zeigt er in den Beispielen aus Hebels Werk. Das „Unverhoffte Wiedersehen“ hat er übrigens vor einem Karlsruher Kreis ausgiebiger und erschöpfender als in dem Buch behandelt.

Grolman betont, „es sei das Köstliche bei Hebel, dem Wagehalten, welcher die sinnvollen Schalen des Lebens hält und abwägt, daß er für jeden Kräfte trägt, die ihm zugemessen sind.“ Er hat an einem andern Großen — an Stifter — das Doppeldeutige und Widerselbige der menschlichen Natur, ihre Abgründe und existenzielle Bedrängnis großartig enthüllt. Denn all das, was wir als „Klassik“, Ausgeglichenheit preisen, steht voraus, daß etwas überwunden worden ist. Je gewaltiger und fruchtbarer — wie bei Stifter — die „tiggerhafte Anlage“ war, die überwunden werden mußte, desto größer wächst die eigentliche Leistung heraus. Wie soll man diese Leistung ohne den Blick in die andere Welt begreifen? Bislang ist Grolman den Schriftstellern aus dem Weg gegangen, die wie Dostojewsky die ganze Problematik der menschlichen Natur zum Thema ihrer Kunst gemacht haben. Erst in diesem jüngsten Werk hat er einen Dichter in den Mittelpunkt gestellt, der mitten im Ringen wider die Dunkelheiten und Verhängnisse der menschlichen Natur hinweggerafft wurde: Emil Götts.

Grolmans zusammenfassende Schau Götts ist, das sei vorweggenommen, eine wissenschaftliche Meisterleistung. Abgesehen von einigen kläglichen Ansätzen — Grolman charakterisiert sie durchaus zutreffend — hat sich seit Roman Woerner niemand mehr an ein Gesamtbild dieses Badners herangewagt. Gleichwohl ist die Göttsliteratur empfindlich angewachsen. Dostojewsky hat, was auch Grolman erwähnt, bereits 1916 einen großen Teil dieser Literatur verzeichnet. Nun steht aber noch ein erheblicher Nachlaß zur Veröffentlichung an, den Grolman zum Teil eingesehen und in seinen wesentlichsten Beständen mitverwertet hat. So gewährt die Auswahl, die Woerner aus den Tagebüchern getroffen hat, zwar eine gute Uebersicht, die Atmosphäre und der unmittelbare Ernst dieser gewaltigen Selbstkontrolle könnten jedoch nur in einer, wenigstens teilweise, lückenlosen Veröffentlichung nahegebracht werden. Es ist allerdings fraglich, ob diese Veröffentlichung, trotzdem Götts Werk ganz unter dem Geßel der Selbstverwirklichung steht, gewagt werden kann. In einer Hinsicht besteht nun eine Verwandtschaft zwischen dem völlig andersgearteten Rilke und Götts: Ihr Werk erscheint fast als Anhängsel, als Zubehör zu ihrem Lebenswillen — und was der eine in Briefen vorausgibt und dem Werk entzogen hat, das hat der andere dem Tagebuch überantwortet. Grolman unterstellt Götts Leben der Hofnung. Er spricht dem Dichter nicht die künstlerische, sondern die „Phantasie zum Sittlichen“ zu. Er hat damit ein besonders aufschlußreiches Stichwort für Götts gefunden. „Götts ist ein großes Sinnbild in der Trinität menschlicher Höhe: Beten, Arbeiten, Künstlertum, wobei Beten kein Betteln ist, sondern der unermüdete Hinwurf des ganzen Seins an das Unbedingte und Bedingungslose.“ Götts, ist seine These, habe sein Werk „zu dem Wirklichen und zur Wahrheit der Wirklichkeit“ hingeführt, ein „Ziel, das mit der Todesstunde auch rund, kurz und gut erreicht wurde“. Er entwickelt dann Götts Leben im Sinne jener grundsätzlichen Ausführungen, die oben vorangestellt wurden. Der erste Teil der Abhandlung über Götts mißt die Wirklichkeit dieses Menschen an ihrem Verhältnis zu Staat, Ethik, Leistung und Weib. Schließlich verinnerlicht sich die Fragestellung in der entscheidenden Auseinandersetzung mit den „letzten Dingen“. Grolman bemerkt einmal, daß Götts kein „Dichter“ sein wollte, das „Poetendasein“ im üblichen Sinne genüge, „seiner Phantasie zum Sittlichen“ ganz und gar nicht: Die Auslegung des Werks dehnt sich daher neben den Bühnenwerken auf die Briefe, Tagebücher und die Spruchdichtung aus. Dabei zeigt sich, daß sich in Götts Werk und Wirklichkeit auf eine ganz eigene Weise befanden. „Wird das die Leistung meines Lebens bleiben, daß ich der Menschheit als Vogelscheuche diene und der Letzte und ganze Witz ist: Lebe Mensch! und folge mir nicht nach!“ (Götts). Das ist aber doch schon aus einer zeitgeschichtlichen Geisteslage gesprochen, die den rechten Maßstab verloren hat und sich selbst fragwürdig geworden ist. Grolman hebt abschließend hervor, daß „dieser Mann mitten im Taumel der Jahrhundertwende die Entgötterung des Abendlandes erkannte und ihr mit Wissen und Willen entgegentrat.“ (Schluß folgt.)

Wolfgang Joho / Der Bildhauer Georg Kolbe

Georg Kolbe, der Bildhauer, der in diesem Monat seinen 60. Geburtstag feierte und den die Preussische Akademie der Künste mit einer Sonderausstellung ehrt, bedarf keiner Gedenkworte im Sinne mahnender Erinnerung und Erweckung, denn er, der seit Jahrzehnten in vorderster Reihe unter den deutschen Bildhauern steht, ist lebendiger denn je und unermüdetlich am Schaffen.

Wer den Namen Kolbe hört, wird wohl zu allererst an jene berühmte, herrliche Figur aus dem Jahr 1912 denken, an die „Tänzerin“, die heute in der Berliner Nationalgalerie steht. Dieses Werk ist es in der Tat, was uns Kolbes Stil am besten auszudrücken scheint. Er hat sich mit einer Ausschließlichkeit, die für einen kleineren Gefahr bedeutet hätte, dem Studium des nackten menschlichen Körpers gewidmet, er hat ihn gebildet und immer wieder gebildet in allen Stellungen, sitzend, liegend, fauernd, stehend, tanzend, in den gewagtesten Stellungen mitunter, ohne auch nur einmal die Herrschaft über ihn zu verlieren. Man könnte das Ergebnis dieses Ringens und Schaffens als Klassik bezeichnen, wenn dieser Begriff nicht zu allgemein, zu verbraucht und auch wieder zu eng für Kolbes Werk wäre. Es ist Klassik gewiß im Sinn stets beherrschter Haltung, im Sinn des Harmonischen, aber es durchbricht doch immer wieder den Bannkreis des Klassischen und dringt zu etwas Neuem vor, das eben Kolbes Eigenart und Eigentum ist: bei allem Monumentalen haben die Figuren alle eine berückende Grazie, bei aller Würde eine melodische Heiterkeit, einen rhythmischen Schwung, der sie musikalischen Gebilden annähert. Sie alle tanzen ein wenig, nicht nur jene berühmte Tänzerin der Nationalgalerie. Die Sonderausstellung der Preussischen Akademie zeigt Kolbes jüngstes großes Werk, den „Großen Wächter“,

einen weit über lebensgroßen Mann mit Bogen geschaffen im Auftrag des Reichsluftfahrtministeriums. Bei ihm selbst ist die Muskelkraft durch Grazie gebändigt und überwunden. Kein anderer der Zeitgenossen hat Kolbe in dieser Melodie der Bewegung übertroffen oder auch nur erreicht.

Was an ihm erkannt, ist die Folgerichtigkeit und Stetigkeit seiner formalen Entwicklung, nicht weniger als die inhaltliche, von der wir sprachen. Man kann ein Werk aus dem Jahre 1912 neben ein solches aus dem Jahr 1937 stellen, um es zu beweisen. Dabei fehlt, scheinbarer Widerspruch, die Entwicklung nicht. Man erinnert sich mancher Figuren aus den widerspruchsvollen und ringenden Jahren der Nachkriegszeit, einer „Assunta“ von 1921, eines „Abagio“ — welsch bezeichnender Ausdruck für seine Kunst! — oder einer „Anienden“ aus dem Jahr 1923: hier kommt Kolbe mit einem Mal dem gotischen Formempfinden nahe, ohne sich selbst untreu zu werden, denn die Grazie, das Melodische herrscht auch hier. Man mag sich weiter der Porträtstudien von durchgeistigter Realistik, etwa Anette Kolbs, Paul Cassirers oder Max Slevogts erinnern, um die Weite von Kolbes Schaffen zu begreifen. Nein, er ist niemals still gestanden bei aller Vollendung der Form, und steht auch heute als Sechzigjähriger nicht stille, wie gerade einige neueren Werke, die die Akademie zeigt, beweisen. So hat er im Jahr 1935 zwei Plastiken geschaffen: „Auferstehung“ und „Aufsteigende Frau“, die überraschen und das Suchen nach einer neuen Form des Ausdrucks verdeutlichen. Hier ist er klotziger, erdhafter, stämmiger, mehr monumental in einem guten Sinne. In dieser Einsicht kann eine kurze Charakteristik seines Schaffens keine abschließende Betrachtung sein. Gott sei Dank, möchte man sagen.